

Voller Geist und doch so leer

Impressionen zu Rüdiger Safranskis Buch über Friedrich Schiller¹

Reinhard Bode

Was erwartet man von einem Schillerbuch zu dessen 200. Todesjahr 2005? Neue Erkenntnisse? Sicherlich. Längst Bekanntes in neuem Licht? Natürlich auch das. Unbekannte Fakten? Warum nicht. Man könnte diese Reihe so fortsetzen, wenn nicht doch die Hoffnung auf das Buch eines Autors vorrangig wäre, der sich dem Geist Schillers verpflichtet fühlte, sich von seinem Feuer anstecken, von seinem Ethos mitreißeren, und von der Kühnheit seiner Sprache mitreißen und von der Kühnheit seines Geistesfluges ermutigen ließe. Der sich nicht dem abgehobenen Gelehrtenjargon unterwerfen oder in die menschlich allzu menschlichen Kleinheiten verlieren, sondern die Größe seines (Schillers) Geistes mit erhabenem Respekt und kühner energischer Neugier entdecken und vor uns entfalten möge.

All das schien Safranskis Buch einlösen zu wollen. Schon die Einleitung beginnt mit einem Paukenschlag. Ausgehend von dem Obduktionsbericht über den katastrophalen Zustand von Schillers Leichnam definiert er Schillers Idealismus als die Kraft der Begeisterung, mit der man »länger lebt, als es der Körper erlaubt«, als den »Triumph eines erleuchteten, eines hellen Willens«. Wo gab es vorher solche Töne? War nicht gerade diese Energie, diese Kraftpotenz Schillers unendlich zerstückelt, zerredet und verflüchtigt worden in einem geisteswissenschaftlichen Betrieb, dem es mehr um den eigenen Selbsterhalt als dem Aufspüren von der Behausung, Bewegung und Begegnung mit dem lebendigen menschlichen Geist geht? Und so hatte man das Gefühl, dass sich Safranski mit dieser Eingangsfanfare den Weg freimachen will ganz Ohr, ganz Erlebender zu werden gegenüber diesem großen Genius.

So folgt man gebannt seinen Darstellungen,

die in der Tat in einer behutsamen und kongenialen Weise die Lebensumstände, Entwicklungen und Lebensumkreise auf tun, wodurch der Mensch Schiller immer näher gerückt wird. Dabei weiß man nicht genau, was man mehr bewundern soll: die Klarheit, mit der das geistige Umfeld sowie die geistige Entwicklung Schillers gedanklich und künstlerisch vor uns hingestellt wird, oder die Einfühlsamkeit, mit der die menschlichen Beziehungen erklärt, oder die Kunstfertigkeit, mit der beides, Leben und Geist, Innen und Außen, verknüpft werden.

Wen beglückt es nicht, in so prägnanter und profunder Weise die Zusammenhänge zwischen Schillers Doktorarbeiten und seinem Frühwerk aufgezeigt zu sehen, indem so ein erhellender Blick auf die Mannheimer Theaterintentionen als das »Experimentierfeld« seines Geistes geworfen wird. Oder die substantiellen Erläuterungen zur Kant-Auseinandersetzung, woraus sich allmählich die Anschauungen zu den »Ästhetischen Briefen« herauschälen, die zurecht als Kernstück seines Denkens ausgemacht werden. Oder die alles Sperrige und Entstellende vermeidende Darstellung der Beziehung zu Goethe, die in ihrer Menschlichkeit und geistigen Symbiose, Safranski gebraucht den schönen Begriff der Romantiker: der Symposie, in ihrer geistesgeschichtlichen Einzigartigkeit in gothisch anmutender »schlichter« Weise gewürdigt wird. Ebenso die sprachliche Präzision, mit der die philosophischen Höhepunkte über »Anmut und Würde«, »Ästhetische Briefe« und »Naive und Sentimentale Dichtung« hinsichtlich der Annäherung und Unterscheidung Schillers zu Goethe markiert werden.

Wer ist nicht davon angetan, die menschlichen Beziehungen und Begegnungen so le-

bensnah, feinfühlig und in ihrer Bedeutung im Kontext der schillerschen Entwicklung vorgestellt zu bekommen, was am Beispiel von Abel, Körner, den Geschwistern Karoline und Charlotte von Lengenfeld sowie dem Jenaer Lebenskreis besonders eindrücklich wird. Und schließlich, wie kann man nicht die Leistung bewundern, die diese immense Stofffülle so formen kann, dass alles Wichtige nebst sublimen Einsichten und Bemerkungen nuancenreich und noch dazu lesbar und spannend vor uns erscheinen kann. Man möchte sagen, eine Meisterleistung, Schillers würdig. Gratulation. Endlich ein Schiller, der in seiner Dynamik, Potenz und Größe der Welt wieder bekannt gemacht wird.

Möchte man ... Vielmehr: Ich möchte es gern, aber kann nicht. Warum? Weil die alles entscheidende Grundlage, auf der und aus der heraus die Entwicklung dieses wahrhaft potenten Geistes möglich wird, unerkannt, vielleicht sogar verkannt, wenn nicht gar aberkannt wird. Es ist, als erklimme man den Gipfel eines Berges, feiere die Aussicht und den Fernblick, ohne anzuerkennen, dass dieser Berg nur existieren kann auf der Grundlage der Erde. Darauf erhebt er sich, darauf fristet er sein Dasein, ohne deren Existenz er gar nicht möglich wäre. Worum geht es? Um den inneren Kraft- und Bezugspunkt, aus dem heraus Schiller lebt, ringt, um die Freiheit des Subjekts, die er in so einzigartiger Weise nicht nur philosophisch und künstlerisch entwickelt, sondern eben und gerade auch lebt, sich erzieht und veredelt, kurz: um das Religiöse. Safranski urteilt im Anschluss an die Ausführungen zu »Maria Stuart« darüber so: »Schiller ... glaubte nicht an den Gott der Bibel, nicht an die erlösende Wirkung von Christi Opfertod, nicht an die Auferstehung des Leibes und der Seele, nicht an die göttliche Welterschöpfung ... , die historischen, positiven Religionen waren für ihn Kulturleistungen, vom schöpferischen Geist des Menschen hervorgebracht; Ausdrucksformen des freien Wesens des Menschen, der seine unmittelbaren Lebensbedingungen transzendie-

ren kann in Richtung auf einen umfassenden und tragenden Sinnzusammenhang. Für Schiller manifestieren sich diese schöpferischen Kräfte in der Vielfalt und dem Gestaltwandel der historischen Religionen ebenso wie in der Moral und der Kunst. Sein Kriterium für Würde und Wert dieser Ausdrucksformen war die Freiheit. Er forderte das höhere Spiel des freien Geistes, eine Selbstermunterung der schöpferischen Kräfte.«² Und mit Schiller wörtlich: »Der höchste Genuss aber ist die Freiheit des Gemütes in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte« sowie aus dem Distichon »Mein Glaube«: »Welche Religion ich bekenne? Keine von allen / Die du mir nennst! ›Und warum keine?‹ Aus Religion.« Safranski deutet das als klares Bekenntnis zu einer »ästhetischen Religion«. Einer Religion, die ihm zufolge »Bilder schafft, aber nicht an ihre Wahrheit glaubt«, die die heterogene Gestalt göttlicher Gebote ansieht »als eine verhimmelte Form der Autonomie, als Mystifikation freier Selbstbestimmung«. Das aber heißt nichts anderes, als dass alle sittlichen Bestrebungen, alle religiösen Formen nichts weiter sind als selbstgeschaffene Überhöhungen des Menschen, der sich eben darin transzendiert und so Gebilde schafft, die scheinbar sein Leben erleichtern können. Diese selbstgeschaffene Transzendenz hat auch dann ihren Sinn, wenn der »Ort der Transzendenz letztlich leer bleibt.« So versteht er auch stellenweise das Schaffen Schillers als »creatio ex nihilo« oder das Motiv des verhüllten Gottes aus dem »Jüngling zu Sais« als Anschauen des Nichts, der Leere, wenn es denn entschleierte würde. Ihm behagt diese Religion der Ästhetik, weil sie frei lässt, weil sie mit allen Formen spielen kann, weil sie konstruieren und destruieren kann, letztendlich also in einem beliebigen Spiel mündet, das letztlich doch beliebig bleibt. Für Safranskis bleibend ist die Form, in die der Dichter das Schöne gegossen hat, ist »das Heilige im Sinne des erfüllten Augenblicks, des Enthusiasmus, der moralischen Stärke und der Gnade schöpferischen Gelingens.« So bewundert Sa-

franski Schiller gerade auch in seinen düsteren, bedrückenden Situationen, woraus er sich mit einer ungeheuren Energie selbst wieder befreien kann, indem er sich anfeuert und an einer Sache enthusiastisch. Selbstsetzung des Ich, Sinnsetzung aus dem Nichts, das Schiller immerhin zum besten Geschichtsschreiber, führenden Philosophen der Ästhetik und schließlich zum beherrschenden Dramatiker machte. Das also ist das Fazit Rüdiger Safranski zum »Wunder des Idealismus«, zur wundersamen »Erfindung des Idealismus«, deren Schöpfer Schiller ist.

Tabula rasa gegen den Geist

Man denke nur, was das heißt. Die gesamte geistige Entwicklung der Menschheit, ihre religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, sind nichts weiter als Machinationen der Einbildungskraft des Menschen, Ausflüsse einer Sehnsucht nach einem Himmel, der aber leer ist, denn er existiert nur im Gesichtskreis menschlichen Geistes. Die Veden, Moses, Buddha, Christus sind zu bewundern als selbstschöpferische Sinngebungen und Sinngeber, deren Sinn allerdings keiner anderen Realität zuträglich ist, als der in ihnen selbst gelegenen. Sie sind nichts weiter als Erfindungen des menschlichen Geistes. Im »Philosophischen Quartett« (Dez. 2004), wo es um das Thema der Religion ging, brachte es Safranski auch auf den Punkt, indem er die Vätergeschichten des Alten Testaments als »Paranoia eines Wüstenvolkes« ansah. Damit ist wieder einmal bestimmt, was schon vorher bestimmt war: Es gibt keine Spiritualität, es darf keine geben. Tabula rasa gegen den Geist. Das vorgefasste Paradigma trägt auch hier seine Früchte. Der deutsche Idealismus bleibt bewundernswert wegen seiner geistvollen und schöpferischen Köpfe, nicht wegen seiner Kämpfe und Schulungen, der schöpferischen Kräfte des Individuums, das sich als freier, selbstbestimmender Geist im Geist des Kosmos denken und

verstehen will. Wie leicht ist das eigentlich an Goethe, Hegel Fichte, Schelling, Novalis, Hölderlin ... auszumachen. Die vermeintliche ästhetische Religion Schillers erscheint eher als die von Safranski. Schillers Religion könnte man am ehesten als die des Menschen bezeichnen. Sie ist es, die hinter aller Religion steht, sie ist die Grundlage. Um im Beispiel des Berges zu bleiben, die geistige, göttliche Welt ist die Grundlage aus der der Gipfels-turm zum Individuum, zum freien selbstbestimmten Ich erfolgen kann. Schiller steht auch hier ganz im Einklang mit Goethe, hatte dieser doch in den »Wanderjahren«³ anhand der vier Ehrfurchten vier Typen, Qualitäten der Religion entwickelt. Die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, wird beschrieben als die Ethnische, vor dem, was uns gleich ist, als die Philosophische, vor dem, was unter uns ist, als die Christliche. Alle drei aber münden in die entscheidene vierte Stufe, die Ehrfurcht vor uns selbst, womit die Religion des Menschen deutlich angesprochen wird. Natürlich gilt da für Goethe wie für Schiller, dass sie nicht im Sinne einer Konfession, einer orthodoxen Glaubensanschauung religiös sind. Sie sind es aber im Sinne eines geistigen Verständnisses des Menschen. Was ist dieser geistige Mensch? Es ist das sich selbst verantwortende Individuum, das sich seines göttlichen Wesens bewusst wird und als solches sich in einem objektiven geistigen Kosmos verstehen lernt. Vor diesem Hintergrund ließen sich nicht nur der Theodizee Gedanke, sondern auch gerade die klassischen Dramen Schillers gut verstehen, vor dem er nämlich den Standort des Individuums der Protagonisten zu bestimmen sucht. Aber nicht nur das. Alles was Safranski so bewundernd darstellt, an der Energie, der schöpferischen Kräfte, der ungeheuren Disziplin, mit der Schiller gerade seine bedeutendsten Erzeugnisse dem maroden Körper abringt, die creatio ex nihilo, sie sind doch Zeugnisse eines Willens, der sich aus den selbstischen Begrenztheiten des Ego herauschält zu einer immer selbstloseren Individualität, die sich

ihres geistigen Ursprunges immer mehr bewusst wird. Es sind religiöse, fast mystische Erlebnisse, die Schiller in seinem radikalen Innenblick erlebt und durchleidet, die er sucht mit seinem »hellen Willen« ins Bewusstsein zu heben. Was heißt denn da, er glaubt nicht an den christlichen Gott, an Tod und Auferstehung? Nur weil Schiller in dieser Richtung keine Bekenntnisse abgelegt hat? Davor hat er sich mit guten Gründen gehütet. Aber hat er die Realität von Tod und Auferstehung nicht an sich selbst erfahren? Das »Stirb und Werde« in den Jahren der »Sympoesie« mit Goethe nicht dauernd durchlitten?

Es ist nicht nur traurig, sondern auch verhängnisvoll, dass im 3. Jahrtausend weiterhin so wenig auf die erlebte geistige Realität geschaut wird. Wie Goethe über die Natur sagt, »Ort für Ort sind wir in ihrem Innern«, so möchte man über Safranskis Buch sagen: Ort für Ort ist er im Innern von Schillers Geist, aber blind für dessen Wirklichkeit. Schillers Vermächtnisse wie etwa in den drei »Worten des Glaubens«, die der Freiheit, der Tugend und des Gottes: »Und ein Gott ist, ein höchster Wille lebt, wie auch der menschliche schwanke ...« werden in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit nicht ernst genommen.⁴ Es wird ignoriert. Ebenso wird ignoriert die gewaltige Dimension des Ernstes, der tief religiösen Sittlichkeit, die Schillers ganzes Leben wie ein roter Faden durchzieht, innewohnt. Diese Kräfte müssen sich eben auch in dem freien Spiel der ästhetischen Kräfte bewahren, weil sonst die ausgleichenden Kräfte von Form und Stoff nicht inspirierend zur Verfügung ständen. Kunst im Schillerschen Sinne erfordert diese sittliche Kraft, weil sie sich sonst in die luzide Form verflüchtigen

oder die Gewalt der Materie verfestigen würde. Dieses zutiefst menschliche Geheimnis der ästhetischen Erziehung, dass die Mitte gehalten werden muss, erfordert den Einsatz des ganzen Menschen. Hierin liegen die Kräfte der »Religion des Menschen«, liegt das Mysterium, aus dem Schiller immer wieder die Quellorte seiner Inspirationen fand.

Aber dieses Mysterium ist ein zutiefst christliches. Nicht im Sinne einer Konfession oder gar eines Glaubensbekenntnisses, sondern im Sinne einer er- und durchlebten Geistigkeit, durch die Schillers Individualität sich entwickelt zu einer menschlichen Größe, die nicht nur einem längst verbrauchten Körper höchste geistige Leistungen abringen kann, die nicht nur zu einer immer selbstloseren Liebe fähig wird, ohne die das Verhältnis zu Goethe unmöglich geworden wäre, sondern die auch die Menschen befeuern und entzünden konnte, weil sie in sich die Flamme des Geistes trug. Diese Flamme könnte man auch bezeichnen als die Flamme des »Dichtens«, wie Heidegger sie in seinem Trakl-Essay nachzeichnet. Sie ist aber keine verzehrende, sie ist eine kraftspendende, brüderliche, sie ist eine »pfingstliche« Flamme.

1 Rüdiger Safranski: Schiller oder die Erfindung des Deutschen Idealismus, Carl Hanser Verlag München 2004

2 Ebenda S. 478ff, ebenso die folgenden Zitate.

3 Goethe: *Wilh. Meisters Wanderjahre*, 2. Buch, 1. Kapitel.

4 Es ließen sich hier viele Stellen anführen, die die religiösen Überzeugungen Schillers belegten, sie wären auch für R. Safranski unschwer zu finden, wenn er denn wollte.